

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 4

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In demselben Moment hörte man an der Tür das ungestüme Kraken und leise Winseln eines Hundes. Eilfertig sprang der sonst etwas bequeme Bornemann auf. „Hallo, da ist ja auch Sektor von seinem Spaziergang zurück. Ich hatte ihn mit dem Chauffeur paar Stunden ausgeschickt.“

„Raum war die Tür geöffnet, als auch schon ein schlanker, schön gezeichnete Wolfshund ins Zimmer stürmte und seinen Herrn freudig bellend umsprang.“

„Ruhig, Sektor — fusch dich! — So, und nun geh, begrüße Onkel Matra.“

Behorjam legte das kluge Tier seinen feinen, edlen Kopf mit großen, verständigen Augen dem Schriftsteller in den Schoß.

Matra, dem Hund zugetan, begann sofort das Fell zu kneten. — Egen halb verabschiedete sich er dann. Niemand, der seinen Hund noch zur Klur begleitete, erte ihm im letzten Moment zu: Gute Nacht! — Sie sind Schwiebertern einfallen. Und den — ja den schon umt sie, te „Frau wig!“ — irtlich? — n denn? Darf ich nicht weens zu der

„Auf dem Bahnhof einfinden?“ bat der Schriftsteller, während er die Hand drückend.

Bornemann schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, Bert, die Feier morgen geht im allerengsten Familienkreis vor sich. Aber übermorgen, da bist du herzlich nach Wanne eingeladen. — Gute Nacht, auf Wiedersehen!“

Matra versuchte dann daheim noch etwas zu arbeiten. Aber es fehlte ihm die nötige Stimmung, um das begonnene Romankapitel zu vollenden. Eine nervöse Unruhe ließ ihn immer wieder aufstehen und das Zimmer mit schnellen Schritten durchqueren. Ofters schaute er dann unwillkürlich zu dem großen Porträtmal mit den matt glänzenden Augen empor.

Wie eine geheimnisvolle Nacht ging es von diesen Augen aus. Matra, gewiß nicht abergläubisch, drehte schließlich das Licht der dreiarmligen Krone an, da die Schreibtischlampe in den Ecken des Zimmers nur ein ungewisses Halbdunkel verbreitete, das den Schriftsteller heute störte. Er mußte wirklich alle Energie anwenden, um sich wieder an seine Arbeit zu setzen. Doch bereits nach der ersten halben Seite machte sich der Einfluß des Bildes, das in seinem Rücken an der Wand hing, wieder fühlbar. Es ging nicht — die Glasaugen waren stärker als er.

Unmutig legte er die Feder hin, erhob sich und nahm in einem Sessel am Mitteltische Platz, um die Abendzeitung durchzusehen.

Bald merkte er aber auch, daß seine Blicke über die Zeilen hinglitten und daß er nichts von dem Gelesenen begriff. Seine Gedanken waren bei dem Gemälde, hinter dem jetzt vielleicht der magere Totenkopfschädel lauerte und neugierig auf ihn herabstarrte. Und diese Vorstellung ließ sich durch keinerlei Mittel hinwegjagen.

Endlich gab Matra den Kampf auf und suchte im Schlafes Vergessen zu finden. — Auch das half nicht viel. Stunden-

lang lag er noch wach und horchte mit angespannten Sinnen auf jedes Geräusch im Hause.

4.

Edgar Bornemann ging wartend auf Bahnsteig drei des Anhalter Bahnhofs auf und ab. Die Ungeduld hatte ihn eine volle halbe Stunde zu früh von Hause fortgetrieben. Und jetzt schlichen



Athen, die Hauptstadt Griechenlands. (Rechts das königliche Schloß.) Phot. Schaul.

die Minuten förmlich. Alles mögliche hatte er schon versucht, um die Zeit sich zu verkürzen. Und doch fühlte er, wie ihm das Herz vor Nervosität in immer schnelleren Schlägen klopfte.

Der elegant gekleidete Herr, der mit einem in Seidenpapier eingehüllten Strauß unruhig auf und abschrift, zog manchen neugierigen Blick auf sich. Jetzt passierten zwei Offiziere in Uniform die Sperre und kamen langsam näher.

Bornemann machte plötzlich kehrt und verschwand hinter dem kleinen, mitten auf dem Perron stehenden Diensthäuschen.

„Die fehlen mir gerade noch!“ brummte er ärgerlich. „Hoffentlich haben sie mich nicht bemerkt...!“

Er hatte Glück. Ratternd und fauchend lief jetzt der D-Zug in die mächtige, von Ruß geschwärzte Halle ein.

Wenige Minuten noch, und er hielt Hildegard Börmer wortlos in den Armen. Was kümmerten ihn die Menschen, die das junge Paar lächelnd musterten, was kümmerten ihn die beiden Oberleutnants, die ihn längst erkannt hatten und nun voller Interesse die junge Dame bedauerten, der jetzt der Diener des Millionärs die Handtasche abnahm, um dann in angemessener Entfernung seinem Herrn zu folgen. Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu, beide wie im Traum. Hildegards Augen schimmerten feucht... Und um die aufsteigenden Tränen tiefsten Glücks zu verbergen, tauchte sie jetzt ihr von innerer Seligkeit verklärtes Gesichtchen tief in die duftenden, dunkelroten Rosen.

Unten auf der Straße vor dem Hauptportal hielt ein elegantes, blühendes Privatauto. Der Diener hatte schon die Türe geöffnet, stand nun fersengerade daneben.

„Steig ein, Liebling“, flüsterte Bornemann.

Sie zögerte etwas. Ein Blick in das Innere hatten ihr hellseidene Polster, einen raffinierten Luxus der Ausstattung enthüllt.

Und dann rollte das Auto davon, wand sich durch das Straßengewühl der Riesenstadt mit der Geschwindigkeit eines lebenden Wesens. Eng aneinander geschmiegt saßen die beiden da, ganz, ganz dicht. Er hatte ihre Hände zwischen die seinen genommen und schaute immer aufs neue in dies geliebte, so lange entbehrte, reizvolle Antlitz, aus dem ihm ein Paar wunderbare Augen mit tiefer Zärtlichkeit entgegenleuchteten.

Was er zu ihr sprach? Törichte, zusammenhanglose Worte, und doch besagten sie so unendlich viel.

Nur langsam wurde er ruhiger.

„Du leichtsinniger Verschwender“, meinte sie jetzt mit sonnigem Lächeln. „So teure Rosen! Und dann das Auto! Das muß ja eine Unsumme Miete kosten! Sogar ein Diener neben dem Chauffeur! Wo hast du das alles nur aufgetrieben?“

„Gefällt dir der Wagen, Liebling?“ fragte er glücklich.

„Das wohl. Aber eine Fahrt in einem solchen Luxusgefährt paßt nicht recht zu unseren Verhältnissen“, erwiderte sie zögernd.

Bornemann schüttelte anscheinend betrübt den Kopf.

„Ich wollte mein Bräutchen doch in recht würdiger Weise dem neuen Heim der Eltern zuführen. Etwas leichtsinnig mag's ja gewesen sein.“

Sie sah nicht, wie es um seine Mundwinkel zuckte und wetterleuchtete.

Das Auto hatte soeben das Brandenburger Tor passiert und bog jetzt in die schnurgerade Charlottenburger Chaussee ein.

„Da — die Siegesallee“, machte er sie auf die von Marmorgruppen eingefasste Prachtstraße aufmerksam.

Immer weiter ging's in einem Tempo, daß Hildegard bisweilen fast ein wenig angst wurde.

Jetzt tauchten zu beiden Seiten weite Kiefernwaldungen auf.

„Der berühmte Grunewald, Liebling. Etwas eintönig auf die Dauer.“

Eine knappe Viertelstunde später waren sie am Ziel.

Der Diener riß die Tür auf. Staunend stieg Hildegard Börmer aus. Ein Blick in die Runde, ein Ausruf des Entzückens.

Eine schloßartig gebaute Villa war's, vor deren breiter Freitreppe das Auto hielt. Das schneeweiße Gebäude mit den vergoldeten Ziergittern vor den Fenstern hob sich gegen den dunklen Hintergrund eines mit Lannengruppen bepflanzten, sanft an der Berglehne ansteigenden Parkes wie eine Silhouette ab. Der Vorgarten, eine weite Rasenfläche mit einer Marmorfontäne in der Mitte, senkte sich sacht zu dem Ufer des Wannsees hinab, auf dessen im Sonnenlicht glänzenden Spiegel eine Anzahl Yachten mit weißen, leuchtenden Segeln dahinglitten.

Hildegard Börmer stand noch immer wie gebannt.

Dann eine verwunderte, unglaubliche Frage:

„Ist dies — dies dein — Häuschen, Edgar?“

Bornemann fühlte seine Augen feucht werden.

So, genau so hatte er sich diese Szene immer in Gedanken ausgemalt. Und — da kamen auch schon Vater und Mutter Börmer eilig die Treppe heruntergetrippelt.

„Hilbe — Hilbe!“

Das junge Mädchen fuhr herum, flog ihnen entgegen.

„Mutter — Vater!“

Stumm, ergriffen schaute der Millionär auf die vereinten. Er sah, wie der alte Herr dem Töchterchen jetzt zulüftete, wie er stolz auf den Schwiegerjohn wies.

Da war Frau Hadwig schon neben ihm.

„Ist's wahr? — Ist's wahr, was Vater mir eben — du — du ein Millionär? Das Auto — hier die alles dein Eigentum?“

„Ja, Liebling, und das war mein Geheimnis! — die Überraschung geglikt?“

Hildegard lehnte sich an ihn, sagte beinahe scheu nach Sand. Ich habe dir viel abzubitten, unendlich viel, du Gut-

Doktor Matra unterrichtete nun schon seit fünf Jahren einzigen Sohn des Barons von Barnbiel, da der lebhaft gewedte Knabe für alles andere mehr Interesse zeigte als für die trockenen Schulwissenschaften, und sein Vater ihm Möglichkeit das Vorwärtstommen erleichtern wollte. Die Zeit war der junge Schriftsteller, dessen äußere Erscheinung tadellose Umgangsformen ihn überall zu einem gern gesehten Gast machten, mit der Familie des Barons derart verknüpft, daß man ihn wie einen lieben Freund und nicht wie einen zahlenden Privatlehrer behandelte, besonders da Bert Matra, bis zu seinem Tode die schließlichen Güter des Herrn von Barnbiel zu dessen größter Zufriedenheit verwaltet und der Baron dem Vertrauen, das er einst seinem treuen Oberinspektor gewährt auch auf dessen Sohn übertragen hatte.

Jeden Nachmittag gegen einhalb fünf Uhr fand sich der Schriftsteller in der eleganten Grunewald-Villa ein, die der Baron dem vor einigen Jahren erfolgten Tode seiner Gemahlin ererbt und ganz nach seinem Geschmack hatte ausbauen lassen.

Auch am Tage nach der denkwürdigen Unterredung mit Bornemann wanderte Bert Matra, nachdem er am Ringe der Halensee die elektrische Straßenbahn verlassen hatte, zu Fuß die sauber gepflegten Straßen der Villenkolonie dem Barnbielschen Hause zu. Wie er eben den Bismarckplatz überschritt in die breite Allee einbog, wurde er von einem älteren, gekleideten Herrn mit grauem Vollbart angerufen.

„Matra — hallo — einen Augenblick!“

Es war Baron von Barnbiel, der sich ebenfalls auf dem hauseweg befand.

Die Herren schritten dann nebeneinander weiter.

„Heinz erzählte mir, daß Sie umgezogen sind“, begann Barnbiel die Unterhaltung. „Wie gefallen Sie sich denn in dem neuen Heim?“

Matra mochte den alten Herrn nicht belügen. „Ehrlich, sagt — gar nicht, Herr Baron“, erwiderte er etwas zögernd.

„So?! Gewöhnlich stellen sich die Mängel einer neueren hauseung doch erst später heraus“, meinte Barnbiel lässig. „Freilich, ihr Schriftsteller seid zumeist unpraktische Leute, leicht übervorteilen lassen. — Nicht übelnehmen das letzte, dann war nicht böse gemeint“, setzte er herzlich hinzu.

Matra fühlte sich verpflichtet, schon um sich gegen den Vorwurf eines vorchnellen Mietsab schlusses zu verteidigen, w Baron die merkwürdige Geschichte, wie er zu dem möb Zimmer bei Thomas van Heiderßen gekommen war, zu erz zum Schluß hat er dann, der Baron möchte über das Stillschweigen bewahren, da Edgar Bornemann versuchen dieses Geheimnis mit Hilfe eines Detektivs zu enträtseln.

Barnbiel, der gespannt dem Berichte des Schriftstellers folgt war, beeilte sich zu versichern, daß er selbstredend mandem über die Sache sprechen werde.

„Ihres Freundes Ansicht“, erklärte er dann, „teile ich in Studien. Ganz sauber ist diese Affäre nicht. Und wertme was alles dahinter steckt. Jedenfalls seien Sie vorsichtig, Freund, und halten Sie Ihre Tür nachts stets gut verschloß. Allzu große Sorglosigkeit ist leichtsinn — das habe ich an nenen Leibe vor einem halben Jahre erst erfahren müssen, on mein Kammerdiener Harpredt mit meiner schönen Edelha sammlung durchbrannte — auf Kimmerviedersehen leidete h

Inzwischen waren die beiden Herren vor der Villa angel und betraten durch das schmiedeeiserne Gittertor den Vor

Hier blieb der Baron plötzlich stehen. „Beinahe hätte ich vergessen, Doktor. Auch ich habe eine Überraschung für Sie bereitet. Ja, denken Sie, — gestern Abend ist mein kleiner sang plötzlich ganz unangemeldet heimgekehrt.“

Der junge Schriftsteller blickte den Baron zweifelnd an.

„Baronesse Ida?“

„Allerdings! Und — eigentlich sind Sie daran schul mein Sprühtuscheln der strengen Aufsicht der Frau v. Barnbiel so schnell entwichen ist“, meinte Barnbiel mit vergnügtem

„Ach, Herr Baron?“

„Nun freilich. — Machen Sie aber kein so entsetztes Gesicht, Doktor. Die Sache liegt einfach so, daß Frau v. Queisner es nicht erdulden wollte, daß Sie Isa hin und wieder ein Brieflein mimen ließen. War sehr verkehrt von der Dame. Hätte sich nicht wenden sollen. Ich würde sie dann schon darüber aufklären haben, daß Sie ein alter Freund meines Hauses sind. So... Na, kurz und gut, die Queisner ließ gestern nachmittag zu sich rufen und verbot ihr diese Korrespondenz. — Und das resolute Fräulein Tochter hat dann wohl dort eine Szene geführt, die sicher die recht einschneidenden Meinungsverschiedenheiten noch vergrößerte und damit endete, daß Isa ihre Sachen packte und — abreiste.“

Matra war eine verlegene Röte ins Gesicht gestiegen.

„Es tut mir sehr leid, Herr Baron, daß durch...“

„Doch der alte Herr ließ ihn nicht ausreden. Eine Entschuldigung Ihrerseits ist völlig überflüssig, lieber Doktor. Aufrichtig gestanden — ich freue mich eigentlich, daß der wilde Spuk wieder da ist. War doch sehr still im Hause ohne Sie. Das brauchen Sie Isa aber nicht gerade zu sagen. Sonst geht Sie noch wunder was für einen Geniestreich begangen zu haben! — Auf Wiedersehen, Doktor. Will noch mal nach den einhäusern hinten im Park sehen. — Noch eins. Sie müssen das zum Abendbrot bleiben und an der Begrüßungsbowl für die Sprühtenkeln teilnehmen.“

Eine Stunde später betrat Isa von Barnbiel nach vorsichtigem geöffnen das Bibliothekzimmer der Villa, in dem Bert Matra mit seinem jungen Freunde Heinz aufzuhalten pflegte.

„Schon fertig mit dem Pensum, Herr Doktor? — Ich wollte Sie gerne begrüßen. Papa hat Ihnen ja schon erzählt, daß ich ertragen aus Dresden — ausgekniffen bin.“

Matra umfing ihre schlanke, zierliche Erscheinung mit dem einen, blonden Haar und dem pikanten Gesichtchen, aus dem ein großer, dunkle Augen temperamentvoll hervorleuchteten, mit einem freudigen Blick. „Kommen Sie nur, gnädigste Baronesse, in hören gar nicht. Wir haben soeben Schluß gemacht“, sagte er dann zu der noch zögernd an der Tür Stehenden.

„Isa zog ein allerliebste Schmollmännchen.“

„Gnädigste Baronesse!! — Sie sollen mich doch nicht so nennen, — geehrter — Herr Doktor!! — Wie oft muß ich Ihnen wiederholen! Haben Sie denn die schöne Zeit ganz und gar vergessen, wie wir im Park unseres Stammgutes herumtollten, beide — Sie der fröhliche, achtzehnjährige Student und ich die kleine, dumme, elfjährige Mädchen, das so stolz darauf war, in so großen Spielgefährten zu haben! Und — ich hätte mich Ihre gelegentlichen Briefe und Karten auch viel, viel mehr verdient, wenn nicht immer diese offizielle Anrede mich gestört hätte. Für Sie bin ich Fräulein Isa — bitte, bitte, sehr — erachtet — Herr Doktor!“

„Mit reizendem Lächeln streckte sie ihm jetzt ihre feine, schmale Hand hin. Länger als nötig hielt Bert Matra diese weichen Finger, dann, von denen ein heißer Strom in seinen Körper überfließen schien. Wieder trafen sich ihre Blicke. — Und jetzt, in dem Augenblick, merkte Isa von Barnbiel zum erstenmal, welche werbende Zärtlichkeit in des Schriftstellers dunklen Augen lag. Der seine Instinkt des Weibes verriet ihr das Richtige. — In der holder Verwirrung entzog sie ihm ihre Hand und begann von etwas anderem zu sprechen.“

„Bert Matra aber war urplötzlich der glücklichste Mensch unter der Sonne geworden. Die Hoffnung hatte Einzug gehalten in das kalte Herz, und frohe Zuversicht sich seiner bemächtigt.“

„Heinz von Barnbiel hatte inzwischen seine Bücher und Hefen gepackt und sich daher um die beiden nicht weiter gekümmert. Er redete er die Arme in jugendlichem Kraftgefühl und meinte scherzend: „So — nun bin ich frei! Wie wär's mit einer Partie Tennis? Das Wetter ist prächtig.“

„Um halb gegen elf Uhr abends verabschiedete sich Matra von dem Baron und Isa, mit denen er nach dem Abendbrot in zwangloser Unterhaltung in dem Balkonzimmer bei halb offenen Türen geblieben hatte. — Als er auf die stille Straße hinaustrat, blieb er im Augenblick stehen und sog die erquickende Nachtluft tief in die Lungen ein. Das freudige Glücksgefühl hatte vorgehalten. — So machte er sich denn in selbsterfroher Stimmung auf den Heimweg. — Da — hinter ihm eilte Schritte und eine beständige Stimme: „Bert — so warte doch!“

„Es war Edgar Bornemanns großartiger englischer Frühjahrsanzug, der sich aus dem Halbdunkel der Promenade löste.“

„Weißt du auch, wie lange ich hier schon auf dich warte?“ — „Nun er mit gut gespielter Entrüstung. „Eine volle halbe Stunde! Der Wächter von der Wache und Schließgesellschaft betrachtete schon ganz mißtrauisch, als ob er in mir einen Gauner ver-

mutete, der Schmiere steht. Komm, laß uns weitergehen. Da hinten erscheint der Mann mit seinem Röter an der Leine schon wieder.“

„Dann ist doch fraglos irgend etwas Wichtiges passiert“, meinte Matra, gespannt dem Freunde ins Gesicht blickend.“

„Verschiedenes sogar. Zunächst: meine Frau Hadwig ist eingetroffen! Das bleibt die Hauptsache! — Um dir diese Freudenbotschaft mitzuteilen, bin ich hier allerdings nicht auf- und abspaziert.“

„Woher wußtest du denn überhaupt, daß ich noch bei Barnbiel war?“ meinte der Schriftsteller erstaunt.

Bornemann klopfte ihm lachend auf die Schulter.

„Weil Hildegard mir von dem Krach in dem Pensionat und der Abreise Isa von Barnbiels erzählt hat. Unter diesen Umständen konnte ich mir leicht zusammenreimen, daß man dich zum Essen dabeihalten würde. Außerdem habe ich auch deinen schönen Charakterkopf in der offenen Tür austauschen sehen, als ich das erstemal an der Villa vorüberging. — Doch nun zur Sache. — Thomas van Heiderjen, dieser Rätselmensch, hat nämlich gezeigt, daß er sehr mit Vorsicht und Geschick zu behandeln ist.“

„Wie soll ich das verstehen?“ — „Fast unfreudlich Hang's. Denn Bert Matra war es durchaus nicht recht, daß man so unvermittelt seine Glücksstimmung zerstörte.“

„Du wirst schnell begreifen“, erwiderte Bornemann gelassen.

„Mein Freund, der Detektiv Schaper, kam heute gegen sechs Uhr nachmittags nach Wannsee hinaus, nachdem er mich in der Tiergartenstraße vergeblich gesucht hatte, und erstattete mir den ersten Bericht. Er hatte morgens in aller Frühe als Arbeiter verkleidet vor eurem Hause in der Philippstraße Posto gefaßt, um rechtzeitig bei Herrn van Heiderjens Aufbruch zu der angeblichen Reise dabei zu sein. Um sieben Uhr verließ dieser wirklich mit einem kleinen Handkoffer sein Heim und — begab sich nicht etwa nach einem Bahnhof — o nein! Die Sache wurde ganz, ganz anders. Zunächst nahm der Alte in der Hauptstraße ein Auto und fuhr zum Reichstagsgebäude, wo er ausstieg, und sich des öfteren vorsichtig umschauend, den Weg nach der Siegesallee einschlug. Schaper hatte alle Mühe, ihm unauffällig zu folgen, da Heiderjen offenbar mit der Möglichkeit rechnete, daß ihm jemand nachschlich. Auch sein weiteres Verhalten sprach dafür, wie wenig sicher er sich fühlte und wie er auf jeden Fall verhindern wollte, daß einem Aufpasser das Ziel seiner Kreuz- und Quersfahrten bekannt würde. Deutlich zwei Stunden dauerte es, bis der Alte endlich wieder nach Schöneberg zurückkehrte und in einem Hause der Werderstraße, wo sich nur billige Mietkasernen befinden, verschwand.“

„Werterstraße? Die liegt ja keine drei Minuten von der Philippstraße entfernt“, warf Matra interessiert ein.

„Allerdings. Und schon daraus ersiehst du, daß es Heiderjen nur darum zu tun war, seine Fahrten zu verwischen. — Höre weiter. Der Detektiv schlich nach einer Weile ebenfalls in das Haus hinein, um festzustellen, ob dieses nicht etwa einen zweiten Ausgang hatte. Dann erst betrat er ein gegenüberliegendes Restaurant, von dessen Fenster aus er die Straße bequem beobachten konnte. Doch Stunde um Stunde verging. Heiderjen erschien nicht wieder. Schließlich kam Schaper auf die Idee, ob der Alte nicht womöglich in dem Hause eine zweite Wohnung unter anderem Namen gemietet hätte. Er suchte also den Portier auf und erkundigte sich unter einem geschickt erdachten Vorwand nach einem älteren Herrn, indem er Heiderjens Äußeres genau beschrieb. Der Portier besann sich auch wirklich auf den Gesuchten, indem er erklärte, den Namen des Betreffenden wisse er zwar nicht. Doch sei dieser mit einem Rentier Ewald Bidler, der vorn in der zweiten Etage eine Dreizimmerwohnung seit drei Monaten gemietet habe, augenscheinlich eng befreundet. Worauf der Detektiv dem Portier zur Vorsicht streng untersagte, ja niemandem etwas von ihrem Gespräch zu erzählen, da es sich um eine Angelegenheit handle, die später noch die Polizei beschäftigen werde. Ein Zehnmarkstück, welches Schaper schlauerweise dem Manne außerdem noch als Schweigegeld in die Hand drückte, wirkte derart, daß dieser in seinem Diensteifer dem Detektiv auch die Person jenes Ewald Bidler ganz eingehend schilderte und dann ebenso bereitwillig in die zweite Etage hinaufstieg, um in der Wohnung des Rentiers nachzusehen, ob die Fensterverschlüsse überall in Ordnung wären — in Wahrheit natürlich nur, um festzustellen, ob Heiderjen sich noch immer bei seinem Freunde aufhielt.“

(Fortsetzung folgt.)

Rentmeisters „Stöpsel“.

Erzählung von Johanna Weiskirch. (Nachdruck verb.)

Mit Rentmeisters „Stöpsel“ war ganz entschieden wieder eine Veränderung vorgegangen. Nun schon das zweitemal während des Krieges. Das wollte bei ihm nicht wenig heißen! Er hatte sich sonst immer in seinen Lebensgewohnheiten sehr ausdauernd gezeigt. Schon bevor er aufs Gymnasium kam.



Im Auto auf serbischen Straßen.



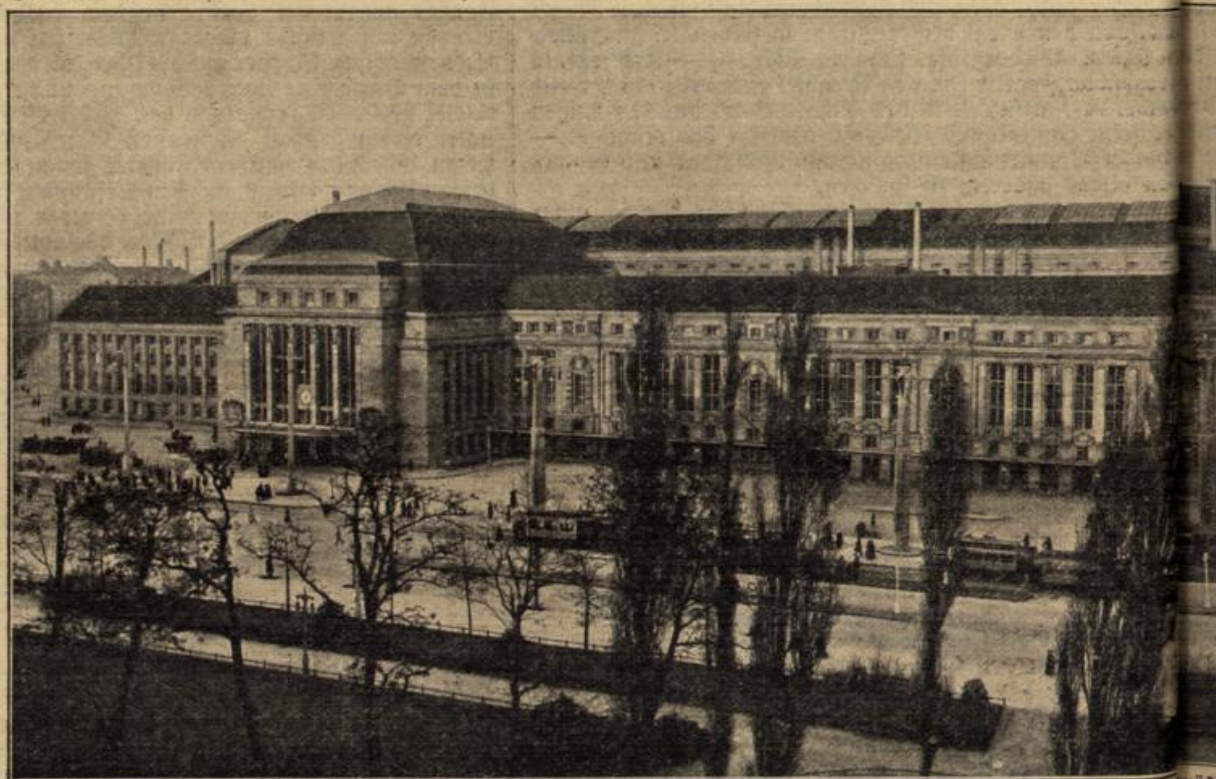
Vizeadmiral Kania,
Oberbefehlshaber der russischen
Eisflotte.

ihm gepaßt haben. der Knoten seines Wachstums gebrochen und er mehr in die Länge als in die Breite gegangen war, sprach der reine Hohn auf ihn daraus.

Wie gesagt: mit Rentmeisters „Stöpsel“ war eine Veränderung, die zweite während des Kriegs, vorgegangen. Die erstmalige äußerte sich folgendermaßen: „Stöpsel“ war bis dato bei den Osterverletzungen immer ein um das andere Mal mit seinen Vater rasend und seine Mutter traurig machender Beharrlichkeit sitzen geblieben.

Allen ihm darob gemachten Vorhaltungen gegenüber blieb er stumm und teilnahmslos. Als der Krieg ausbrach, saß er in der Untersekunda und hätte,

Seitdem aber auf der Untertertia bei ihm



Der neue Leipziger Hauptbahnhof.

seinem Programm entsprechend, kommenden Ostern werden müssen. — Es kam aber diesmal anders: der „Stöpsel“ blieb sitzen! Das ganze Haus stand Kopf darüber.

Der Rentmeister tobte geradezu vor Empörung und er vor Scham nicht mehr an den Stammtisch gehen zu können.

Diesmal blieb der „Stöpsel“ aber nicht stumm bei des Rentmeisters Worten. Er richtete die edige Jungengestalt auf und betrug trotzig: „Es ist doch Krieg, Vater; da kann man seine Gedanken doch nicht so zusammenhalten wie sonst. Man hat gar keine Ruhe auf der Schulbank, wenn man an die Freunde denken schon im Felde stehen und mitkämpfen dürfen. Ich möchte lieber heute wie morgen mittun, als zu och!“

Der Rentmeister ließ jedoch seinen Sprößling nicht ansprechen. Er gab diesem eine schallende Ohrfeige und stieß unter wahren Hohn gelächter hervor: „Och! Ja,

mir scheint es, daß das Wort sehr auf dich paßt! — Aber einen von der Gattung können sie auch im Feld nicht gebrauchen.

Mit solchen großgehörnten Herdentieren kann man keine Schlachten gewinnen. — Man muß dazu ein Mensch sein, wie dein Bruder Hans ist. Aus dir kann Leben nichts als höchstens ein Gassenkehrer oder Steintfleischer Schmetternd warf der Rentmeister die Türe hinter sich und ging in seine Schreibstube.

Verstört sah der arme „Stöpsel“ um sich. So zornig br



Das eiserne U-Boot von Hörnum. (Mit Ter

Worte hatte der Vater doch noch nie
Stim gesprochen. Zu einem Gassenkehrer
Steinklopfer sollte er nur gut genug
er D, er wollte es ihnen schon noch zei-
te wenn er auch nicht seines Bruders Hans
deheit besaß. Bei jeder Gelegenheit wurde
und der auf dem östlichen Kriegsschauplatz
bedende Stolz der Familie, der Bruder
ne rendar, vorgehalten. Als ob er nicht
te, daß der des Vaters Geldbeutel eine
chtang auch über Gebühr in Anspruch ge-
men hatte. Aber davon war nie viel
et worden, immer nur von dem schneidi-



Italienische Alpenjäger auf dem Marsch.



warzwaldmaler Fritz Reitz †. (Mit Text.)

„Stöpsel“ die Stiegen empor und riegelte die Türe seiner
nem Dach liegenden Bude hinter sich zu. Dort warf er sich
auf sein Bett und würgte an einem trockenen, trampshastigen
ruchzen. Wenn er doch nur schon achtzehn Jahre alt wäre,
als Kriegsfreiwilliger aufgenommen zu werden! Er hatte sich
gebrüht, aber es war ihm nicht geglückt.

gen eleganten Auf-
treten des Bruders.
Die Else, seine ein-
zige Schwester, be-
tete ihn geradezu
an, weil er sorgte,
daß sie auf den Bäl-
len so fleißig von
den jungen Juristen
betanz wurde.

Die von Vaters
gewichtiger Rechten
Zeugnis ablegende
dunkelrote Wange
mit der Hand be-
dedend, schlich sich

Ohne der Eltern Wissen hatte er sich eines Tages unter dem
Vorwand, ein wichtiges Buch zu einer Klassenarbeit in der nahen
Garnisonstadt besorgen zu müssen, zum
Generalkommando begeben, um dort
seinen sehnlichen Wunsch, mit in den
Krieg ziehen zu wollen, anzubringen.

„Wat willst, mein Sohn? Mit in
den Krieg? Sehr gut, aber wie alt
bist du dann, um hast du auch die Erlaubnis
von deinem Alten, dich zu melden?“
fragte der Feldwebel und sah ihn von
oben bis unten an.

Als der vor Aufregung schwühende
„Stöpsel“ ganz der Wahrheit gemäß
bekannte, daß sein Vater einstweilen
noch nichts von seinem Wunsch wisse,
und daß er, der Ernst Hühnermann,
noch nicht, aber doch bald, achtzehn
Jahre alt werde, hatte der Feldwebel
ihm auf die Schulter geklopft und ge-
sagt: „Na, dann werd' se mal erst alt, mein Sohn, und geh noch
en bißchen in de Breite und laß der deines Vaters Einverständnis



General Belajew,
der neue russische Generalstabschef.

schwarz auf weiß ge-
ben, und dann kann-
ste mal wieder kom-
men und dein Heil
bei uns versuchen.“

In tiefster Seele
unglücklich war der
aus allen Himmeln
gefallene „Stöpsel“
damals heimgekom-
men, und dieser Zu-
stand trug auch die
Hauptschuld an sei-
ner Nichtverheiratung.
Ihm war alles ganz
„wurschtig“ gewor-
den. Auch daß er
nach den Osterferien
wieder an dem alten
Platz in der Unter-
sekunda saß. Bis er
erfuhr, daß er Gele-
genheit habe, im
Sommer oder Früh-
herbst sein Kriegs-
Einjähriges machen
und bei vollendetem
achtzehntem Lebens-
jahr als Freiwilliger
zur Heerausbildung
eintreten zu können.
Da trat die zweite



größte Bahnhof Europas. (Mit Text.)

Veränderung an „Stöpsel“ zutage. Einstweilen merkte die Rentmeisterin sie nur insofern, als sie auf einmal mit den Brotmarken auskam und nicht mehr alle Nachbarn und Bekannten mit der Bitte, ihr auszuhelfen, zu belästigen brauchte. Der „Stöpsel“ klagte nicht mehr den ganzen Tag, daß er dem Verhungern nahe sei, daß er umfalle vor Elendigkeit im Magen. Da er aber trotz dieser ungewohnten Erscheinung nicht krank war, fühlte sich die Rentmeisterin mehr erleichtert als erschreckt durch sie, und sie nahm keine Veranlassung, nach ihrer Ursache zu forschen. Sie sollte sich aber bald herausstellen. Als am Schluß des Monats das Elektrizitätswerk seine Rechnung einreichte, war der Lichtverbrauch ein derartig hoher gegen frühere Monate, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen sein konnte.

Nachdem „Stöpsels“ Schwester Else sich sehr energisch gegen den Verdacht gewehrt hatte, das viele unnötige teure Licht durch ihre Leidenschaft, im Bett Romane zu lesen, verbrannt zu haben, lenkte sich der Unwille der Rentmeisterin auf Trina, das Dienstmädchen. Als die Sache so weit gedieh, daß dem armen Ding gekündigt werden sollte, bekannte sich „Stöpsel“ als der schuldige Teil.

„Da hörst denn doch die Weltgeschichte auf! Das sieht dir ähnlich!“ schalt der Rentmeister, als er beim Mittagessen nach dem Resultat der Lichtuntersuchung fragte. Unter grimmigem Hohn fügte er hinzu: „Oder hast du vielleicht jeden Abend bis um Mitternacht deinen Studien obgelegen, um das mit Faulenzen Versäumte nachzuholen?“

Auf Stöpsels Gesicht wechselte Röte und Blässe, als er, mit leicht bebender Stimme antwortete: „Ja, Vater, ich habe jeden Abend lange über meinen Büchern gegessen. Wenn es jemand der Mühe wert gefunden hätte, einmal in meine Stube zu schauen, der hätte sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen können.“

„Junge!“ brauste der Rentmeister auf und sprang von seinem Stuhl empor. Er hatte nicht übel Lust, dem gleichfalls aufspringenden „Stöpsel“ abermals eine Ohrfeige zu verabfolgen, aber vor dem Ausbruch in seines Sohnes Gesicht sank ihm die Hand wieder. Totenbleich waren des Jungen Züge und die blauen Augen in Dualen unnatürlich erweitert. Aber seine Gestalt schien zu wachsen, als er festen Tones antwortete:

„Ja, ich wiederhole es, daß ich jeden Abend gelernt habe. Ich habe mich bei unserem Rektor zum Kriegs-Einjährigen gemeldet, um nachher, da ich dann achtzehn Jahre alt sein werde, als Freiwilliger einzutreten. Ihr dürft euch darauf verlassen, daß ich es bestehen werde.“

Eine schier unheimliche Stille folgte diesen Worten. Der Rentmeister, seine Frau und Tochter sahen erst sich, dann den „Stöpsel“ an, als ob sie zweifelten, daß es ihr Sohn und Bruder sei, der da geredet hatte.

Der Rentmeister war es, der die Sprache zuerst wieder fand. Aber ehe er noch seine Zweifel in des Sohnes Worte laut werden ließ, hatte der „Stöpsel“ das Zimmer verlassen.

„Na, was sagst ihr nun? Glaubt ihr, was der Bengel da gesagt hat?“ fragte er, Frau und Tochter abwechselnd anschauend.

„Ich denke ja keinen Moment daran, dem dummen Jungen zu glauben“, sagte Else Hühnemann und rümpfte verächtlich die etwas zu spitz geratene Nase.

Die Rentmeisterin aber meinte: „Es kann doch möglich sein, daß Ernst endlich zur Einsicht gekommen ist, daß es so nicht weiter mit ihm gehen kann. Ich werde ihn jetzt einmal besser beobachten.“

„Hm, ja, es wäre gut gewesen, wenn du das früher getan hättest!“ brummte der Rentmeister und verließ das Wohnzimmer, um sein Schälchen zu halten.

Es zeigte sich, daß der „Stöpsel“ die Wahrheit gesprochen hatte. Die Rentmeisterin hatte ihn bei ihrem häufigen unvermuteten Eintreten in seine Bude immer über den Büchern gefunden. Überhaupt war er in der letzten Zeit ein ganz anderer als früher geworden. Dennoch wurde im Familienkreise kaum einmal von seinen Plänen gesprochen.

„Er macht ja das Einjährige doch nicht, wozu also darüber reden!“ sagte der Rentmeister immer in sehr bestimmtem Ton und erstikte damit die „Wenn“ und „Aber“ seiner Frau im Keime.

Die Rentmeisterin, der ihr blaß und ernst gewordener Junge oft recht leid tat, brachte, wenn sie allein mit ihm war, immer wieder das Gespräch auf seine Zukunftspläne, aber der „Stöpsel“ ging nie näher darauf ein. Er sprach auch gar nicht von dem Tage der Prüfung, der näher und näher rückte. Der Rentmeister wollte ihn gar nicht wissen, „denn“, so sagte er, „den Tag der Blamage erfahre ich immer noch viel zu früh, wenn er da ist.“

Es kam aber doch anders, als er voraussetzte. Es war an einem Tage zu Anfang des August. Da machte der „Stöpsel“ sein Kriegs-Einjähriges, und obendrein recht gut. Sofort ging er von der Nachbarstadt seiner Heimat, in der er das Gymnasium besuchte, nach der nahen Garnison zum Generalkommando. Er

hatte das Glück, den Feldwebel von früher wieder zu sehen, der ihm versprochen, sich für ihn ins Zeug legen zu wollen, und die Sache schneller voran ginge.

„Solche Kerle gefallen mir, wie du einer zu sein scheinst“, sagte er zu „Stöpsel“ und klopfte ihm auf die Schulter.

Der „Stöpsel“ kam abends nach Hause, als die Familienbeine mit dem Eisen fertig war. Einer Standrede des Feldwebels beugte er gleich mit den Worten vor: „Ich habe mein Verweilen gemacht und mich auch gleich als Freiwilliger gemeldet.“ Der Feldwebel meint, es würde schon gehen. Hoffentlich ich recht bald hinaus ins Feld.“

Der Rentmeister sah seinen Sohn nun doch überrascht mit einem Anflug von Verlegenheit an. Er war so fest überzeugt gewesen, daß der Stöpsel auch das Kriegs-Einjährige nicht bestehen würde, daß er an den Worten suchte, um die Jungen zu antworten.

Da meinte Else, sich gönnerhaft zum „Stöpsel“ wendend: „Na, da kann man dir und uns ja gratulieren, daß du ein Glück wie Verstand gehabt hast!“

„Dumme Gans!“ sagte der und setzte sich vor seinen Schreibtisch. Die Rentmeisterin legte ihm vor und ließ sich voll mütterlicher Freude über den Verlauf des Tages berichten.

Der Rentmeister, der rauchend auf und ab schritt, war ab und zu ein Wort dazwischen. Er konnte dem „Stöpsel“ über nicht gleich den rechten Ton finden. Der Junge fand auch so ganz anders vor als sonst, so viel größer und geistvoller. Oder hatte er ihn in der letzten Zeit so wenig genau angestarrt? Der „Stöpsel“ war ja sogar ein ganz hübscher Bengel geworden. Als Feldgrauer würde er sich wohl sehen lassen können. Herzen des Rentmeisters stritten Vorwürfe und sich leise zu Vaterstolz miteinander. Er war ganz froh, als ihn eine so untreffende berufliche Nachricht zwang, seine Schreibstube einmal aufzusuchen, um dem „Stöpsel“ nicht so oft in die ihm so unangenehm anblickenden blauen Augen schauen zu müssen.

Der Einstellungsbefehl ließ nicht lange auf sich warten. Sechs Wochen schon trug der „Stöpsel“ des Kaisers Rod. a. O. auf seinen noch keinen Feldgrauen, sondern einen der alten Uniformen. Aber er fühlte sich in ihm und im Kreise der Kameraden wohl im Kasernenleben. Er kam alle vierzehn Tage auf ein bis zwei Tage nach Hause. Als er das zweitemal kam, bot ihm der Rentmeister die gefüllte Zigarrentasche zum tüchtigen Zulangen an, und das nächste Mal nahm er ihn sogar zu einem Glase Bier mit dem Stammtisch im „Döhlen“.

Beim vierten Urlaub nahm der „Stöpsel“ Abschied, nach zwei Tagen später nach dem Westen mußte. Da rief ihn der Rentmeister zu sich in seine Stube. Was er dort mit dem Sohn zu besprechen, erfuhr kein Mensch, aber des „Stöpsels“ Augen leuchteten, als er dem Vater die Hand und den Mund zum Abschied küßte.

Dann gingen stille Wochen vorüber. Die Gedanken und mit ihnen der Rentmeister Hühnemannschen Ehepaars, häufig aus der Tochter Else, beschäftigten sich mit den Vorgängen der östlichen und westlichen Kriegsschauplätze.

Da kam eines Tages im Frühherbst die Nachricht von den neuen Offensive der gegnerischen Mächte in der Champagne bei der die furchtbarsten Schlachten geschlagen und Wunden Tapferkeit verrichtet wurden. Und da hatte sich auch Rentmeister „Stöpsel“ hervorgetan. Mitten im dichtesten Kugeltregen rettete er seinen schwer verwundeten Hauptmann aus dem Gefecht, brachte der Schlacht in Sicherheit gebracht und ihn damit vor dem sicheren und furchtbarsten Tode gerettet. Und immer war der „Stöpsel“ in den vordersten Reihen gewesen und hatte sich mit dem Rufen und Singen auf den Gegner gestürzt.

Das alles stand in der Zeitung von des jungen Helden Heldenthaten, und auch, daß er zur Belohnung das Eiserner Kreuz bekommen hätte und bereits zur Beförderung vorgeschlagen war.

Als der Rentmeister und seine Frau das lasen, fielen sie beide gerührt und stolz in die Arme. So weit hatte es der Referendar-Sohn noch nicht gebracht wie der „Stöpsel“.

Der Rentmeister war sehr stolz auf seinen Jungen und ihm in Gedanken immer wieder ab, daß er so gar nicht ihm gehalten habe. Dann ging er in den „Döhlen“ zum Stammtisch, um sich von den Freunden und Bekannten zu dem Heldensohn beglückwünschen zu lassen.

Der blinde Geiger.

Von M. Janowski.

(Nachdruck von ...)

Schlafe mein Brinchen, schlaf ein ... Leise und zart schweben die süßen Töne durchs traumstille Gemach. Sie haben ihren Zweck erreicht — der kleine Bub dort in den weißen Hemden der erst trotzig und lebensfroh, zugleich aber auch so schlafend ins Zimmer schrie, lag jetzt in tiefem Schlaf.

zu Sanft zog die junge Mutter die Kissen zurecht und glücklich
len ihr Blick hinüber zum Gatten, fast schien es, als wollte sie
ans Bettchen seines Knaben rufen, um ihm dies schlafende
Wunder zu zeigen. Doch da verdunkelte sich der Blick der
en Augen, die nun mitleidig und voll heiligem Erbarmen den
mühen suchten. Tapfer bezwang sie das heiß aufsteigende Weh:
n schläft er endlich, der kleine Unbänd — und du kommst
in zu deinem Rechte, liebster Mann."

Der schlanke junge Mann in feldgrauer Uniform schüttelt
ich mit dem Kopfe: „Ach, laß nur, Hilde, mich stört das Schreien
ig, nein, mir klang's sogar wie süßtraute Heimatmusik, nach
rahligen, langen Wochen und Monden — endlich ein Kinder-
fest, ein Schrei, hinter dem kein Grauen, keine Qual, keine
Einweisung lauert. Beim kraftvollen Schrei des Jungen und
um Gedanken an all das Leid da draußen, kam mir der ver-
wunderliche Reichtum des Lebens in Gegenwart und Ver-
gegenheit, der nie rastende Rhythmus von Werden und Ver-
dun so recht zum Bewußtsein."

Komm, setz dich zu mir; noch ein wenig will ich mich an der
en im alten Sonne erfreuen — ich merke es, wie gut sie es heute
tätiger meint, strahlend und glühend scheint sie, gelt?"

Reise bejahend nickte das Weib.
Woll und ungehindert flutete die Sonne ins Gemäch, schwankte
el über die Prismen der Leuchter, ließ Beethovens ernste Gestalt
in dem dunklen Rahmen heller hervortreten, küßte dort des ster-
goen Chopins schemenhafte Gestalt, und zauberte auf dem
ngdraunen Scheitel Frau Hildes goldigglänzende Reflexe hervor.
gerüber er sieht es nicht, er, der sonst mit schönheitsdurstigen
neren durch die schöne Welt ging, er sieht nichts. — Blind haben
e ihn geschossen! Dort draußen auf Rußlands Fluren löschte
st unbarmherzige Kugel das Leben und Strahlen dieser hellen
neen für immer aus. —

Das junge Weib preßte die Hand auf das wildklopfende Herz
en, die Zähne zusammen — um es nicht herauszuschreien,
ten heiße, freßende Weh, das blutende Mitleid, das sie fühlt,
od. n Anblick des Liebsten. Aber kein Stöhnen, kein Klageklaut
t über die zudenden Lippen, stark muß sie sein, um ihm nicht
ade Lebenskraft zu rauben, froh und unbefangen muß sie scheinen
uf um ihm die innerliche Ruhe wiederzugeben.
entfärllich beugt sie sich zu ihm: „Liebling, komm, musiziere
u ein wenig, ja?" Sie weiß, in seiner geliebten Kunst findet
u desstes Vergessen alles Leides.

Sorgsam stützt sie ihn und geleitet ihn ins anstoßende Musik-
d, mer, das sich der Blinde und sein Weib beim Nestchenbau
derzwei Jahren schuf. Die Geige reicht ihm Hilfe — und kaum
hnt sie der blinde Mann zwischen den Händen — da redt und
eufft sich die gebeugte Gestalt, da ist er der Alte von früher. Und
ed quillt es hervor unter den schlanken, weißen Fingern, be-
nd mit zum Weigenspiel, deren edle Schönheit selbst der graue
ng nicht Kraft und Schönheit rauben konnte. Jetzt sprudelt's
u vor, das tiefe Weh und Leid, doch es ist jetzt das brennende
anderer, das er draußen auf dem Schlachtfelde täglich sah,
on ist das blutige eingefargte Glück unzähliger armer Frauen und
amute, es sind heiße Eltern- und Kindertränen, denen er in
nden Tönen Leben und Gestalt gibt, sein eigenes Weh ist ver-
atnen, er fühlt sich als Schöpfer, als Schenkender. Hell und heller
end das erst so dumpfe, klagende Singen, jubelnd bricht es end-
et ab — der Meister hat seine Kraft erkannt. Er weiß, Großes
end er leisten, dem Edelsten wird er sich würdig anreihen dürfen.
er Froh legte er seine Geige aus der Hand und läßt sich zu
mit em Buben führen — und wie ein Schwur geht's durch seine
le: „Ich will nicht murren und hadern, ich hab' ja noch so
Schönes, meine herrliche Kunst, den Jungen — und mein
es, süßes Weib."

Bärllich aneinandergeschmiegt lauschen der blinde Geiger und
Lieb den tiefen, ruhigen Atemzügen ihres Knaben — und
mutige Weib merkt es, daß das Glück heimlich und leise zu
len scheint. —

Höflichkeit, nicht Kriecherei.

Viele Menschen zeigen Vorgesetzten oder Höherstehenden
gegenüber eine eigentümliche Art von Höflichkeit. Nicht
daß sie im höchsten Grade gefällig, zuvorkommend, auf-
ham und hilfsbereit sind, sie glauben sogar, ihre Höflichkeit
eit ausdehnen zu müssen, daß sie sich jeder eigenen Über-
gung begeben. Ihr Auge studiert jeden Augenblick die Mienen
Gewaltigen, um jeden Gedanken, jeden Wunsch daraus zu
n und sich ihm fügen zu können. Wird eine Frage an sie ge-
et, so bringen sie in der Antwort nicht ihre eigene Meinung
Ausdruck, sondern nur die Ansicht, die sie als die von dem
tengen Herrn Vorgesetzten erwünschte vermuten. Hat ihr

Scharfsinn sie aber dennoch betrogen, so sind sie im nächsten
Augenblick bereit, das Gegenteil von dem vorher Gesagten zu
behaupten, nur um nicht die allerhöchste Gunst zu verscherzen.
Hand in Hand mit dieser übertriebenen Höflichkeit geht gewöhn-
lich die Schmeichelei. Alles, was der Herr Vorgesetzte sagt, wird
als besonders geistreich bewundert, was er tut, als bedeutende
Tat gepriesen. Ein ehrlicher Widerspruch dem Vorgesetzten gegen-
über erscheint ihnen als Vermessenheit. Bestimmte Forderungen
wagen sie wohl hinter seinem Rücken, aber niemals ihm ins
Gesicht zu behaupten.

Diese Klasse der Untergebenen wird zum größten Schaden
für ihre ehrlicheren Kollegen, die freimütig, wenn auch bescheiden,
ihre Meinung bekennen und berechnete Forderungen auch zu
behaupten wagen.

Höflichkeit gegen Höhergestellte darf nicht gleichbedeutend sein
mit Kriecherei und Selbsterniedrigung.

In diesem Sinne sollten wir auch unsere Jugend erziehen,
Sie setze ihren Stolz darein, gegen ältere Personen rücksichtsvoll,
entgegenkommend, aufmerksam, hilfsbereit zu sein. Bescheiden-
heit und Zurückhaltung gegen ältere Personen werde ihr zur
zweiten Natur. Andererseits aber darf sogar im Kinde nicht jede
selbständige Regung, jede eigene Ansicht unterdrückt werden, denn
das Leben verlangt selbständige Charaktere. Jenen Jünglings-
mut, der tapfer seiner eigenen Überzeugung Ausdruck verleiht
und selbst für sie zu leiden imstande ist, sollen wir gerade in unserer
Zeit der Überzeugungslosigkeit freudig begrüßen als Kenn-
zeichen eines geraden, entschlossenen Wesens und als Vorboten
echten, würdigen Männerstolzes.

Gertrud Weisphal.

Die Mutter Gottes.

In der Kapelle haben sie gebetet,
Die todwund sich aus schwerer Schlacht gerettet,
Sie liegen stöhnend auf dem kalten Stein, —
Durch bunte Fenster flammt der Abendchein.

Hell ragt der Mutter Gottes Bild im Chor.
Es knien viele flehend schon davor,
Sie sagen, daß sie Wunder tut und Zeichen,
Daß ihrer Milde Tod und Wunden weichen.

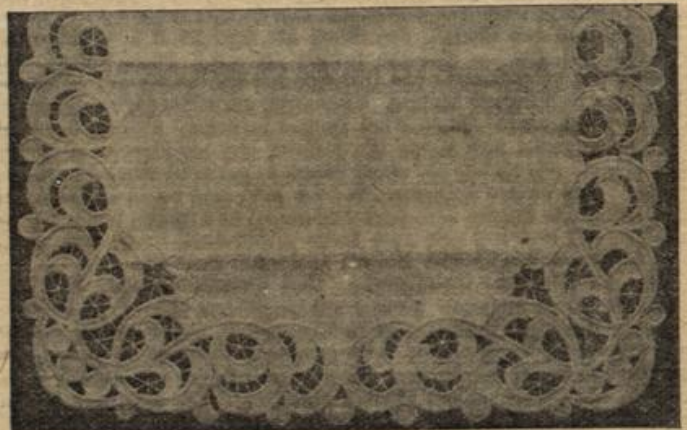
So schlimmen Jammer sah die Heil'ge nie. —
Goldbelig thront auf goldnen Wolken sie
Und lehrt sich nicht an Freunde, nicht an Feinde,
Blickt lächelnd auf die blutende Gemeinde.

Doch einem ist's, als ob die Königl.iche
Daheim in Deutschland seiner Mutter gliche,
Daß gütig sie zu ihm herniedersteige,
Sich heilend über seine Wunden neige,
Sein letztes Leiden leicht und leicht ihm macht,
Und mütterlich ihn küßt zur Gutenacht. Klara Frieß.

Fürs Haus

Tischläufer in Nischellen.

Der in beistehender Abbildung veranschaulichte Tischläufer ist 38 cm
breit, 80 cm lang und mit der heute so beliebten Nischellustiderei verziert.
Als Grundstoff dient weißes, mittelstarkes Leinen, zur Ausführung ist D.
R. C. Nr. 20 verwendet. Die Mustervorzeichnung wird mittels Paus- und



Blaupapiers auf den Grundstoff übertragen. Hat man dann die Kon-
turen mit Vorstichen vorgezogen, so beginnt man, sie mit etwa 3 mm
langen Außenlangetten zu bedecken. Die Füllstiche werden meistens in Wit-
kelsstichen und Spinnen, zu gleicher Zeit mit den Langetten, ausgeführt.
Zuletzt wird der Stoff unter den Spannstrichen ausgeschnitten. D. R.

Unsere Bilder

Das eiserne U-Boot von Hörnum. Ein originelles Kriegswahrzeichen ist auf der Nordsee-Insel Sylt zur Aufstellung gelangt: Ein Unterseeboot, das aus einem Strandgut-Eichenblock geformt ist, ruht auf einer angetriebenen englischen Seemine. Diese ist auf einem Gerüst von Grubenhölzern verankert, die aus torpedierten Schiffen herrühren. Das Standbild steht dicht am Meeresstrand zur dauernden Erinnerung an die große Zeit und zur Nagelung zum Besten der Kriegshilfe.

Der Leipziger Hauptbahnhof, der größte Bahnhof Europas, wurde inmitten des Weltkrieges fertiggestellt, so daß am 4. Dezember v. Js. die feierliche Schlusssteinlegung erfolgen konnte. Der gewaltige Bau ist eine Schöpfung der Dresdener Architekten Prof. Wilhelm Löffow und Max Hans Kühne, von denen der erstere die Vollendung nicht mehr erlebte. Von der Größe des Baues geben folgende Ziffern einen Begriff: Die Front hat eine Länge von 300 m, das bebauten Gelände ist 82 200 qm, das gesamte Bahnhofsgelände 251 000 qm groß. Die Ein- und Ausfahrtshalle hat eine Breite von 300 m und eine Länge von 320 m; sie wird von sechs verglasten Eisingewölben überspannt und umfaßt 26 Personenbahnsteiggleise, auf denen gleichzeitig 30 Züge Aufstellung finden können. Zwischen den Gleisen befinden sich 27 Bahnsteige für Personengepäck und Postverlehr. Die Baukosten betragen 135 Millionen Mark.

Der Schwarzwaldmaler Fritz Reiz starb im Alter von 59 Jahren. Fritz Reiz, der in Kirchzarten bei Freiburg inmitten des Tannengrüns der Berge sein Heim aufgeschlagen hatte, zählte zu den bekanntesten Schwarzwaldmalern; er hat in zahlreichen trefflichen Bildern die malerische Poesie der Schwarzwaldnatur und des Schwarzwaldlebens festgehalten.

Deutsches Kriegerdenkmal an der Côte Vorraine, errichtet auf einem Soldatenfriedhof in der Gegend von Bigneulles. Der Entwurf stammt von Leutnant Bang, Stadtbaumeister von Hameln, die Ausführung von Wehrmann Bildhauer Georg Hilbrandt. Die Weiherede hielt der Divisionspfarrer H. Lehmann.



Deutsches Kriegerdenkmal an der Côte Vorraine. (Mit Text.)

Allerlei

Tristiger Grund. „Ich begreife nicht, wie du dich mit dem Aljeffor so schnell verloben konntest! Anstandshalber hättest du dir doch etwas Bedenkzeit erbitten sollen, um dir's zu überlegen!“ — „Daß er sich's auch überlegt hätte!“

Napoleon I. als Springbock. Unter den französischen Malern der ersten Kaiserzeit war es besonders J. B. David, der Bonapartes und Josephinens Gunst besaß und fast täglich in Malmaison in ihrer Nähe war. Eines Abends, als J. B. David im Schloßpark lustwandelte, sah er in einer dunklen Allee einen Mann in gebückter Stellung, den er für einen arbeitenden Gärtner hielt. Der Mann, ein egyptischer Südfranzose, war ein leidenschaftlicher Springer, und er kam auf den Einfall, den Mann als Springbock zu benutzen und darüber zu springen. — Gedacht, getan! Er nahm seinen Anlauf, setzte die Hände auf die Schultern des Unbekannten und sprang mit geheizten Beinen über dessen Kopf hinweg. Aber welche Schrecken durchfuhr ihn, als er die zornbebende Stimme des Kaisers vernahm. Zitternd stammelte er Entschuldigungen und suchte sich dadurch aus der Klemme zu ziehen, daß er vorgab, den Kaiser für einen Mann in gebückter Stellung gehalten zu haben. Das machte Napoleon, der sich nicht gern daran erinnern ließ, daß er von kurzer Statur war, noch ärgerlicher, und J. B. David mußte auf der Stelle den Hof verlassen und nach Paris zurückkehren. — An seine Stelle wurde der Maler David von Angers berufen.

Eine aussterbende Tiergattung. Das Elentier oder der Elch, eine unserer edelsten abnadelnde Tierart mit prächtigem Geweih, ist leider im Aussterben begriffen. Früher, vor Jahrhunderten, waren in den verschiedenen Gegenden Deutschlands noch genügend Elentiere zu finden. Im Wald Biergrund bei Nördlingen erlegten zwei Jäger des Königs Pipin im Jahre 764 ein besonders schönes Elentier, dessen mächtiges Geweih sich in einem der bayerischen Königsschlösser befindet. Eine Abbildung dieses Geweihes befindet sich auf einem Gemälde im Jagdschloß Moritzburg bei Dresden. In Deutschland beobachtete man die letzten Elchherden im 16. Jahrhundert im Mecklenburgischen. Im 17. Jahrhundert wurden in Ungarn und im Anfang des 19. Jahrhunderts in Polen die letzten dieser Tiere erlegt. Einige Tiere leben noch in Skandinavien und Ostpreußen, hier im Ikenhorster Forst, der wegen seiner Elche berühmt

ist. Sonst gibt es in deutschen Landen keines dieser Tiere mehr. Die Jagd auf diese Tiere ist ziemlich gefährlich. Der Elch ist ein und kräftiges Tier, das eine Körperlänge bis fast 3 Meter und Schulterhöhe bis zu 2 Meter erreicht. Er wiegt bis zu 330 Pfund. Sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein.

Gemeinnütziges

Feigen und Datteln zu Milchreis. Um Milchreis nahrhafter abwechslungsreicher zu gestalten, gibt man ihn in Böhmen gern mit geschnittenen Feigen und Datteln und nennt ihn dann „Feigen- und Dattelmilchreis“. Der einfache und vorläufig noch billige Zusatz ist zu empfehlen, verleiht dem Milchreis einen feinen Geschmack und macht ihn nährreicher und ergiebiger. Man kann sowohl warmen Milchreis wie gekühlten Milchreis damit mischen, immer wird der Zusatz als schmackhaft empfunden werden. Will man es üppig machen, dünnt man

den Milchreis mit geschnittenen Feigen und Datteln ganz kurz mit ein wenig Weißwein und Zucker, und man hat ein sehr angenehmes Gericht.

Obstbäume pflanzen. Um die jetzige Jahreszeit noch im Ausnahmefall günstigen wachsen sie schwer. Die Herbstpflanzung Ende November oder Anfang Dezember ist die beste Pflanzzeit im Frühjahr.

Getreidehaufen. Die Getreidehaufen höher als 50 Zentimeter aufgeschüttet werden, aber auch nicht länger als 50 Zentimeter hoch, sondern ganz flach. Höhere Haufen als 50 Zentimeter hoch sind nur der Dinkel.

Sträucher pflanzen. Die Sträucher in Töpfen angepflanzt werden. Die zarten Zweige sind als Salzwurzel sehr wertvoll.

Schöne Beete. Die Beete in den Holzgrößen dürfen in das Heide Abwachen kommen.

Man steckt sie in einen Topf mit Sodawasser, aber so, daß das Wasser nur bis zu den Gelenken reicht. Die Griffe sind feucht abzuwischen.

Häufige Störung. Die häufige Störung der Topfpflanzen, insbesondere im Winter, ist die Fäule. Man verpflanze daher auch nur solche, die warm stehen und infolge völlig durchwurzelten Topfbodens nicht nass zu halten. Der Februar ist für unsere Zimmerpflanzen noch eine kritische Zeit. Behälter und langames Austrocknen der Erde schaffen frante Pflanzen.

Anagramm.

Im Winter heult' ich dir Berganlegen.
Wirst du mir einen Laut anfügen,
Versteht mich gerne groß und klein.
Mich reißt des Südens Sonnenchein.
Ein weites Zeichen seh' voran,
Zu einer Ehre werd' ich dann.
Julius Fied.

Schachlösungen:

Nr. 144. 1) Sc3 droht 2) Sb5!;
1) ... Kc4 2) Sb5;
1) ... Kc5 2) Se2
1) Dc2, c5 2) Dg6.
Nr. 145. 1) Ld6, 2) Dc4, 3) Se4; 4) La6
5) Lb7 ♘.

Nichtige Lösungen:

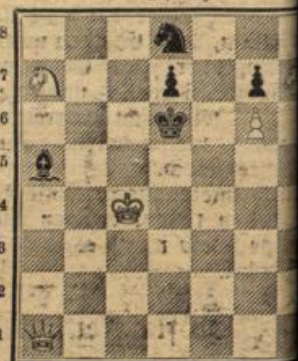
Nr. 132. Von G. Brandt in Duden-
huden. G. Hanawitsch in Garmisch.
R. Schröder in Kirchheim.
Nr. 133. Von G. Brandt, G. Schwen-
ger in Dudenhuden. G. Hanawitsch in
Garmisch. A. Kiedel in Mählan. G.
Wulff in Mantene.
Nr. 134. Von G. L. R. in Kirchheim.
O. Philipp in Kirchberg i. Schl.
Nr. 135. Von G. L. R. in Kirchheim.
Nr. 136. Von G. L. R. in Kirchheim.
G. Kotschenreuther in Kirchheim.
A. Wulff in Kirchheim. Lehrer
Schäfer in Essen a. R.

Rätsel.

Als Hand der Treue wir es lehn
Kopfslos wird's einen Fisch dir ne
Fritz Guggenberger

Problem-Nr. 146.

Von R. Erkin. — Strategie 1
Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Schach: Es, Zeit, Gesselt. — Des Logarithms: Treue, Zeit.
Des Bilderrätsels: Wer dem Fabel zu Gefallen spricht, der wird bald wie er

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von G. L. R. in Kirchheim, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.